



RAINER MARTEN · FREIBURG

## SCHATTEN DER ERDE – SCHATTEN DES LEBENS

### I.

Jede Nacht ist ein Zeugnis gegläckten Widerstandes. Wieder hat es die Sonne nicht vermocht, ihre Direktheit zu bewahren, die sie am Tag auszeichnet. Das Licht, jedenfalls das Sonnenlicht, durchdringt nicht alles. Das demonstriert es auf der Erde bereits am Tage. Zwar wird es am Tage, und sei der Himmel auch bewölkt, insgesamt hell. Ganz deutlich aber teilt die Helligkeit all dessen, was direkt im Tageslicht steht, ihr Erscheinen mit dem, was an ihr gemessen, im Dunkeln liegt. Alles, was aus einem Stoff ist, durch den Sonnenlicht nicht hindurchdringt, zumindest nicht ungehindert, wirft Schatten, sofern es sich auch nur im geringsten auf der Erde hervorhebt. Wird aber das Licht des Tagesgestirns am reinen Scheinen und Hindurchscheinen gehindert, dann erfährt auch die Wärme, die ihm eignet, in ihrem direkten Wirken eine Behinderung.

Daß eine belebende Kraft wie das Sonnenlicht auf ihrem Gebiet nicht allesvermögend ist, bewahrt das Leben, das tags zu leben ist, vor einem Zuviel an Licht und Wärme. Das ist ein Beispiel dafür, wie alles Zuträgliche und Bekömmliche das Verhältnismäßige braucht. Länder, in denen es extrem heiß wird, lassen Menschen die Erfahrung von der Unbarmherzigkeit der Sonne machen. Sie empfinden sie als böse und stellen sie entsprechend dar, wie etwa Picasso in Bildwerken, die er in Antibes schuf. Niemand, der sich auf das Leben versteht, wünscht sich die Nähe zur Sonne «selbst», die zur Berührung führt. Daidalos hatte den Ikaros eindringlich gewarnt, die Nähe der Sonne zu suchen,<sup>1</sup> doch «voll Verlangen nach dem Himmel» folgt er dem Vater nicht. Anders als spekulativer Übermut, der darauf sinnt, ans (Sonnen-)Licht selbst zu gelangen (*pros to phôs «auto»*),<sup>2</sup> hat jugendlicher Übermut letale Folgen.

Als Erdenwesen teilen wir es mit der Erdensonne, von verhältnismäßiger Natur zu sein. So sind wir naturgemäß davon befreit, uns lebendig auf das

*RAINER MARTEN ist emeritierter Professor für Philosophie an der Universität Freiburg. Von ihm erschien u.a. «Die Möglichkeit des Unmöglichen. Zur Poesie in Philosophie und Religion» (Verlag Karl Alber).*

einstellen zu müssen, was absolut schön (*to kalon auto*) und als solches das Hervorscheinendste (*ekphanestaton*) ist.<sup>3</sup> Wir sind dort zuhause, wo alles Schöne Schatten wirft und nichts in jeder Hinsicht schön ist. Damit sind wir davor bewahrt, einer unbarmherzigen Schönheit ausgesetzt zu sein, die ihr Erscheinen nutzte, das Faszinosum, das von ihr ausgeht, zu totalisieren.

Ist Übertreibung, auch gewagteste, ein Stilmittel, dann können freilich Poeten von einer solchen Schönheit Gebrauch machen, um bestimmte irdische Verhältnisse als außerordentliche zu deuten. Die offenkundige Poesie läßt dann aber keinen Zweifel daran, daß das Absolute dazu dient, an Verhältnismäßigem das Staunen zu üben. In der Welt des Blicks und Anblicks steht alles in einem Verhältnis, auch das Schönste, ja allem zuvor das Licht. Als das der Erde und des Lebendigen ist sein Scheinen kein reines in-sich- und aus-sich-selbst-Scheinen. Die Sonnenstrahlen, für sich lichtlos, werden zu Licht, sobald die Sonne erscheint und bescheint.

Wer sich Absolutes vorzustellen versucht, gerät sogleich auf die Spur des Lebensfeindlichen. Nicht nur ein Unmaß an Wärme, sondern auch ein Unmaß an Licht widerspricht den Bedürfnissen und Erträglichkeiten des Lebens. Wer dem Gedanken oder gar der Realisierung des unvermischten und ungebrochenen reinen Lichts nachgeht, der völligen Schattenlosigkeit, um so den Tagtraum der absoluten Makellosigkeit zu träumen, der spielt mit einer tödlichen Intensität von Leuchtkraft. Der Mensch als ein auf der Erde Lebender hat das große Glück, daß das alltägliche Licht, das Sonnenlicht, das die Erde erhellt und erwärmt, ein Musterbeispiel an Verhältnismäßigkeit ist, selbst über die «gemäßigten Zonen» der Erde hinaus. Immer neu beweist es, daß es nichts vom Makellosen und Reinen hält, ja zur Abсолютheit absolut untauglich, um nicht zu sagen unwillens ist. Jeder poetische Versuch, der Sonne einen Willen zur Alleinherrschaft nachzusagen, um sie daraufhin als mächtige Göttin zu feiern, geht von einem falschen Kalkül aus. Die Sonne als die Sonne des Lebendigen auf der Erde ist ihrer Natur nach etwas Verhältnismäßiges. Das Verhältnis aber, dem sie nicht entgehen kann, weil sie es selbst konstituiert, ist das zum Schatten.

Alles Scheinen und Wärmen der Sonne hat eine Zeitgestalt: ihren jeweiligen Stand. Die poetische Rede von «ewiger Sonne»,<sup>4</sup> nicht anders als die von «ewigem Leben», nutzt eine *contradictio in adiecto*. Jede Erfahrung ihres Standes läßt uns wissen, daß die Sonne nicht für immer scheint und wärmt. Im Wissen um den Höchststand liegt bereits das um die eine und andere Dämmerung beschlossen: um die Heraufkunft der Sonne aus ihrer Abwesenheit und den Untergang in ihre Abwesenheit. Das Lichtwerden wird aber nicht als Entzug des Dunkels erfahren, das Dunkelwerden nicht als Entzug des Lichts. Licht und Schatten, Helligkeit und Dunkelheit, auch Wärme und Kühle haben ihren Kairos, ihre Zeit, die kommt, geht und wiederkommt.<sup>5</sup>



## II.

Was im Wechsel von Tag und Nacht geschieht, ist uns nicht fremd, findet ein vergleichbarer Wechsel doch in uns selbst statt. So haben wir zweierlei Licht für uns fruchtbar zu machen und zweierlei Dunkel: das Licht des Tags und das Licht in uns selbst; das Dunkel der Nacht und das Dunkel in uns selbst. Beiderlei Licht spielt zusammen, wenn der Tag gelingt, beiderlei Dunkel, wenn die Nacht. Anders als gewisse Philosophen und Industrielle es wollen, trifft die Maxime, soviel Wachsein wie möglich, soviel Schlaf wie nötig, mit ihrer Tendenz, zugunsten bewußter Tätigkeit die Schlafruhe am liebsten ganz zu untersagen, nicht die Interessen gelingenden Lebens. Reine Wachheit, absolute *illuminatio* deckte, von der Unmöglichkeit abgesehen, keinerlei Bedürfnis.

Nie wird es völlig Licht, auf daß einer rufen könnte, es möge so bleiben. Noch in der Kulmination des Tageslichts zeigt sich die Liaison des Lichts mit dem Schatten. Wird es Nacht, dann sind nicht unversehens alle Kühе schwarz. Wie die Entwicklung des Lebens es vorgegeben hat, daß der Mensch seine Sexualität als weibliche und männliche in den unterschiedenen Wesensformen von Mann und Frau austrägt, so hat sie es für den Menschen, was den Gang der Zeit angeht, auch nicht bei gleichartigen Lebensbedingungen gelassen, zum Beispiel nicht bei einem Immer-im-Licht, entsprechend nicht bei gleichbleibender Lebensart, zum Beispiel nicht bei einem Für-immer-wach. Die Gestaltung der Naturvorgaben läßt jedoch einen Freiheitsspielraum. Diebe tun sich als Nachtarbeiter hervor, wenn sie das Dunkel der Nacht zum Schutz nutzen. Von religiösen Menschen wird berichtet, daß sie sich «Tag und Nacht» um sich und ihr Gottesverhältnis sorgen.<sup>6</sup> Philosophen wieder reden auf eine Weise der Wachheit des Bewußtseins das Wort,<sup>7</sup> daß ihnen Schlafbedürftigkeit zu einem Fehler der menschlichen Natur gerät. Eine Tätigkeit aber, die Menschen weithin als eigene Möglichkeit, ja Einladung der Nacht ansehen, und die sie dabei so sehr mit der Zeit des Schlafes verbinden, daß sie sogar, obwohl es äußerste Tätigkeit ist, vom Schlafen reden,<sup>8</sup> ist die geschlechtliche Liebe. Dem kommt sowohl das Nachtlager als Lager entgegen als auch die der Liebe eigene Ermüdungstendenz. Die menschlichen Götter der *Ilias* sind darin geradezu Vorbilder: «bezwungen vom Schlaf und Liebesgenuß»<sup>9</sup> – so schläft Zeus in den Armen der Hera.

Nutzt der Mensch seine Freiheit, nach Vorgabe der Natur die für ihn beste Wahl zu treffen, dann ist die frühe und künstlich erhellte Nacht<sup>10</sup> die Zeit der Geselligkeit, die späte und tiefe Nacht die Zeit des Schlafes. Wir nehmen aber nicht nur Tag in die Nacht hinein, sondern auch Nacht in den Tag. So ist etwa das Aufwachen als Trennung vom Schlaf nicht völlig frei von der Nacht:

Kein Schlaf noch<sup>11</sup> kühlt das Auge mir,  
 Dort gehet schon der Tag herfür  
 An meinem Kammerfenster.  
 Es wühlet mein verstörter Sinn  
 Noch zwischen Zweifeln her und hin  
 Und schafft Nachtgespenster.  
 – Ängste, quäle  
 Dich nicht länger, meine Seele!  
 Freu' dich! schon sind da und dorten  
 Morgenglocken wach geworden.<sup>12</sup>

Das Leben, das seiner Zeitgestalt nach im ersten und nächsten bewegte Sonnenpräsenz und Sonnenabsenz ist, zeigt den dramatischen Charakter seiner Bewegtheit nirgends offenkundiger als beim Erwachen des Tags im Verein mit dem Erwachen aus dem Schlaf. Morgenglocken dienen der Selbstvergewisserung des Erwachenden, Lerchengesang der Vergewisserung, daß es tagt:

«Sage doch, wird es denn heute nicht Tag? es dämmert so lange,  
 Und schon zu Hunderten, horch!, singen die Lerchen im Feld.»  
 Immer ja saugt ihr lichtbegieriges Auge die ersten  
 Strahlen hinweg, und so wächst nur langsam der Tag.<sup>13</sup>

Der Dichter sieht im Tagwerden kein anderes Drama als im Wachwerden:

Dort, sieh!, am Horizont lüpfte sich der Vorhang schon!  
 Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn.<sup>14</sup>

Es geht nicht darum, dem Tag auszureden, daß es wirklich Tag, dem Erwachenden, daß er wirklich wach ist. Vergleichbar hat Mörike, begrüßt er den Frühling, alles andere vor, als «Dich hab' ich vernommen!»<sup>15</sup> mit Zweifeln zu belasten. Er spricht sich nur klar gegen die Verselbständigung aus. Der Tag ist ein gewordener und seine Gewordenheit verläßt ihn nicht. Rein dadurch ist er nicht reiner Tag. Wie aber der Erwachende sich im Erwachen nicht absolut neu ist, so für den Dichter auch der Tag nicht. Als gewordener ist er genauer ein wiedergewordener. Die Erinnerung weist zurück und voraus.

Läßt das Tagwerden den Tag in genau wörtlichem Sinne nicht absolut werden, nicht völlig «abgelöst» von der Nacht, so gilt Gleiches für die Nacht, wenn es Nacht wird:



Wie süß der Nachtwind nun die Wiese streift  
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!  
Da noch der freche Tag verstummt,  
Hört man der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge,  
[...]  
O holde Nacht, du gehst mit leisem Tritt  
Auf schwarzem Samt, der nur am Tage grünet.<sup>16</sup>

Selbst, ja gerade um Mitternacht kann durch das, was Quellen zu hören geben, die Nacht noch an den Tag erinnert werden:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,  
Lehnt träumend an der Berge Wand,  
Ihr Auge sieht die goldne Waage nun  
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;  
Und kecker rauschen die Quellen hervor,  
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr  
vom Tage,  
Vom heute gewesenem Tage.<sup>17</sup>

In ihrem höchsten Punkt, der auch ihr tiefster ist, überspielt die Nacht nicht ihr Geworden, vergißt sie nicht das Gewesen. Sie entdeckt sich als Zeitraum eigenen Erinnerens und eigenen Gehörs. So führt sie zu einer ganz eigenen sinnlich-geistigen Konzentration. Solange Nacht herrscht, inszeniert sich die Erde nicht mehr in ihren Landschaften, bildet sie keine Horizonte mehr aus. Die Differenzierung fehlt und die sichtbare Dimension. Wie wir aber den Schrei von Nachtvögeln kennen und den Pfiff einer Lokomotive bei Nacht, Laute, die ungleich vernehmlicher sind als Laute des Tags, so verweist uns Mörike auf die Wasser und ihre ganz eigene Art, sich nachts dem Ohr mitzuteilen: «Und kecker rauschen die Quellen», sie «singen». Gerade Quellen sind nichts abgezirkelt Momentanes: Sie entspringen, leben gleichsam von der Herkunft, und gehen hin, werden im Entspringen zu einem fortfließenden Bach, der freilich nicht ins Unendliche führt. Wie die Nacht gehören sie einem eigenen Zyklus zu. Im nächtlich tönenden Quell ist der vergangene Tag gegenwärtig und der künftige Morgen. Das Anhaltende, ja eben Forttönende ihres Rauschens teilt ihre Verlässlichkeit mit, ob sie in Momenten des Wachseins gehört werden oder auf andere Weise im Schlaf, daß es einen aufwachen ließe, wenn sie plötzlich versiegten. Der Tag gibt die Nacht nicht los in reines Für-sich-selbst-Sein, die Nacht nicht den Tag. Nicht allein die Übergänge, in denen der Tag nicht ganz Tag, die Nacht nicht ganz Nacht ist, sorgen dafür, sondern auch jeweils sie «selbst». Das aber geht im letzten auf die einfache Bedingung zurück, daß der Tag nicht ohne die Nacht zu haben ist, die Nacht nicht ohne den Tag.

## III.

Braucht Leben auf der Erde die Kairoi von Dunkel und Schlaf nicht weniger als die von Licht und Wachen, so hat doch, anders als der Tag, die Nacht in Philosophie und Dichtung einen schlechten Leumund. Der Tag ist – selbst-evident – das Licht des Tages. So, wie es strahlt und erhellt, wird es als Sinnbild des Reinen genommen.<sup>18</sup> Das Reine aber steht für das Gute und Schöne, für Heil und Ordnung. Bei Apollon, dem Gott all dieses Guten, hat sich der Beiname «der Reine» verselbständigt: Er nennt ihn selbst.<sup>19</sup> Die Nacht hat naturgemäß nichts vergleichbar Reines zu bieten, weswegen ihr auch nichts Gutes nachgesagt wird. Als hohe Göttin erdichtet, als Macht, die den Tag gebiert, ist sie, die den Schlaf und den Tod in Armen hält, doch nicht nur die «schwarze» und «dunkle», sondern allem zuvor die «verderbliche» (oloê).<sup>20</sup> Das ist Anlaß genug, ältester Philosophenpflicht nachzukommen, dem beizuspringen, das sich nicht selbst verteidigen kann.<sup>21</sup>

Will der Philosoph der Nacht nachsagen, zu was sie gut ist, dann muß er wissen, was er als Nacht begreift. In philosophischer Frühzeit wird gesagt, sie sei der Erde Schatten, für Aristoteles eine ungenaue «Definition», weil sie jedes Wieviel, Wie, Wo und Wodurch unbestimmt läßt.<sup>22</sup> So hat Anaxagoras vom Schatten der Erde gesprochen, den sie werfe, wenn die Sonne unter ihr und nicht alles von der Sonne Schein erhellt ist.<sup>23</sup> Schon für Empedokles ist es die Erde, die die Nacht schafft, indem sie sich den Sonnenstrahlen von unten entgegenstellt.<sup>24</sup>

Nach heutigem Kenntnisstande ist «Schatten der Erde» eine taugliche Erklärung der Nacht. Der Kernschatten der Erde, der, je nach Standpunkt des Beobachters, zu Zeiten auf den Mond fällt, nie aber bis zu den Sternen reicht, läßt es auf der Erde Nacht sein. Fällt er auf den Mond, wird er sichtbar, sonst bleibt er als Schatten unsichtbar. Wie alles Schattenwerfende hat die Erde zwei deutlich unterschiedene Seiten: die lichte und die dunkle. Wird die von der Sonne abgewandte Seite von keinem Gestirn, keinem Blitz und keinem künstlichen Licht erhellt, so herrscht auf ihr völliges Dunkel. Der Totalschatten, den die Erde in die Höhe wirft, ist als kegelförmiger endlich. Allein der Kegel des Kernschattens, der, sind die irdischen Witterungsbedingungen danach, den Blick auf den lichten Sternenhimmel freigibt, ist wirklich ein Schatten und erklärt die Nacht. Sagte man dagegen von der nachtdunklen Seite der Erde, daß Schatten auf ihr liege, so gebrauchte man das Wort metaphorisch.

Wäre die Erde gleich einem durchsichtigen Kristall, gäbe es keine Nacht. Ihre Undurchdringlichkeit für Sonnenstrahlen ist es, die sie zum Schattenwerfer, ja, geschieht es uns zugunsten, zum Schattenspender werden läßt. Die Erde aber schafft die Nacht allein mit Hilfe der Sonne. Schiene des Nachts nicht die Sonne auf die andere Seite der Erde, gäbe es nicht die der



Sonne abgewandte Seite. Nacht, wie wir sie kennen und zu bedenken haben, braucht die schattenwerfende Erde und die Sonne, die sie Schatten werfen läßt. Nicht nur den Tag gibt es nicht ohne die Sonne, sondern auch die Nacht nicht. Was die *Genesis* als Scheidung von Licht und Dunkel deutet<sup>25</sup>, zeigt sich als ein Zusammenspiel von Sonne und Erde. Gibt die Sonne dem Dunkel und der Abkühlung statt, dann bedeutet das keine Selbstaufgabe, im Gegenteil. Nur weil sie die scheinende bleibt, kann sie Mitursache der Nacht sein. Die abwesende Sonne ist im Schatten der Erde wirksam-gegenwärtig.

## IV.

In der *Ilias* ist das Dunkel (*ho skotos*) ausschließlich das der Nacht des Todes, nicht das der Nacht des Tages.<sup>26</sup> Eine Inversion der Metapher bahnt sich an: Die endgültige, nicht erfahrbare Nacht prägte das Verständnis der zyklisch erfahrbaren. Das ist Anregung genug, sich denkkünstlerisch auf ein Licht und einen Schattenwerfer zu besinnen, die im Zusammenspiel den Schatten werfen, der der Tod ist.

Für den mit Metaphorik Vertrauten kann das fragliche Licht nur das Lebenslicht sein. Dem Lebenden scheint nicht nur bei jedem Wechsel von der Nacht zum Tage neu die Sonne, das Tageslicht, sondern, hält er es mit der Poesie, ohne jeden Wechsel mit Lichtlosigkeit das Licht, das die Leuchte des Lebens meint (*flambeau de la vie, lamp of life*). Wird es «ausgeblasen», dann ist er tot. Der Wechsel von Nacht und Tag, von Schatten der Erde und Licht der Sonne ist beendet. Das Dunkel, das ab jetzt für immer «für ihn» herrscht, ist für ihn unerfahrbar. Der Schatten, in dem er ist und bleibt, hat mit dem Schatten, den die Erde wirft, nichts gemein.

Nun gilt es, die spekulativen Möglichkeiten, die in der poetischen Rede vom Lebenslicht stecken, gezielt auszuschöpfen: Der Schattenwerfer ist zu bestimmen. Dafür aber kommt, recht bedacht, allein das Leben in Frage, das vollends gelebte, das abgeschlossene und beendete Leben, mit einem Wort das gelebte Leben. Ist die Nacht als Schatten der Erde zu deuten, dann der Tod als Schatten des Lebens: des gelebten Lebens. Um diese Analogie plausibel und für das Verständnis des Todes fruchtbar zu machen, bedarf es einer überzeugenden Veranschaulichung des denkkünstlerisch ins Auge gefaßten Verhältnisses von Lichtquelle, Schattenwerfendem und geworfenem Schatten.

Die nötige Veranschaulichung nimmt sich als Erstes das Leben zu seinen Lebzeiten vor: Schon zeitlebens wirft das Leben, wie es von Tag zu Tag und von Nacht zu Nacht geführt und gelebt wird, Schatten. Alles Lebenszeitliche, das an der Gestaltung des geführten Lebens mitwirkt, steht im Licht des Lebens, ist, um es poetisch genauer zu fassen, vom Lebenslicht

beschieden. Hat aber Lebenszeitliches in jeder seiner momentanen Gestaltungen eine lichte Seite, dann auch eine dunkle, womit gesagt ist, daß es einen Schatten wirft. Der Schatten, den bereits das lebendige Leben wirft, ist nicht der Tod, wohl aber etwas mit ihm *«Verwandtes»*: eine Vorgestalt, ein Vorschein des Todes, wie er sich in der Endlichkeit von Herkunft und Zukunft sowie in der Endlichkeit von Selbstkenntnis und Selbstverantwortung zeigt. Steht das Lebenslicht in jedem Moment des zu führenden und zu lebenden Lebens in seinem Zenit, so daß eigentlich jeweils der *«Hochsommer»* und der *«große Mittag»*<sup>27</sup>, damit aber Schattenlosigkeit herrscht, so wirft doch jede lebenspraktische Gestaltung des Lebens Licht auf die eigene Herkunft und Zukunft, Licht auch auf das eigene Selbst und die eigenen praktischen Vermögen. All diese Lichtwürfe signalisierten Wege ins Dunkel, wäre es denn möglich, je dem Lebenslicht und mit ihm dem Licht des Bewußtseins zu entkommen. Lebendig, wie einer ist, bleibt er vom Licht des Lebens beschienen. Er erreicht nicht das Dunkel, aber er stößt stets und immer an die Grenze dieses Lichts. Er weiß um seine vielfache Endlichkeit, die an die dunkle Seite des Lebens stößt. Beschienen vom Lebenslicht hat das Leben seine lichte und dunkle Seite. So aber wirft es, im Ganzen, bereits zeitlebens Schatten. Sie sind nicht zu sehen; sie sind nie zu sehen. Aber sie sind notwendig spekulativ zu entwerfen. Ich kenne das Jenseits meiner dem Vermögen und der Zeit nach endlichen Selbstkenntnis und Selbstverantwortung nicht, ebensowenig kenne ich das Jenseits meiner dem Vermögen und der Zeit nach endlichen Herkunft und Zukunft. Genau dieses Ganze der eigenen Kenntnis- und Erfahrungslosigkeit, ja überhaupt der eigenen Unzuständigkeit, ist nun auf keinen Fall als das Insgesamt eigenen Unvermögens zu nehmen. Anstatt dabei an das Dunkle und Unergründliche zu stoßen, das wir – zu unserem Schmerz und zu unserer Schande – nicht zu erhellen vermögen, haben wir es als geworfenen, ja als gespendeten Schatten zu denken. Nicht die dunkle, vom Lebenslicht abgewandte Seite ist hier das Bedeutsame, sondern der vom lebendigen Leben dank Lebenslicht gespendete Schatten.

Der Schatten, den jede Gestaltung des Lebens über die Kenntnis und das Vermögen unserer Herkunft und Zukunft, unseres Selbst und unserer Verantwortung hinaus wirft, besteht in unserer Endlichkeit. Das zu führende und zu lebende Leben wirft dank des Lebenslichts, durch das das Leben eine lichte und eine dunkle Seite hat, Schatten, die von größter praktischer Bedeutung sind. Sie geben zu denken, daß wir in weit mehr eingebunden sind als in die Helligkeit des bewußten Lebens, in noch ungleich anderem geborgen. Entspricht die Vielartigkeit der Endlichkeit der Vielartigkeit des Schattens, den das lebendige Leben in jedem seiner Momente und in jeder seiner Gestaltungen wirft, dann verliert Endlichkeit jeglichen Charakter eines versagenden Nein. Sie entdeckt sich vielmehr als eine eigene Dimension,



die keine Begrenzung kennt. Das Lebenslicht ist nicht «größer» als das Leben, das es bescheint, weswegen seine Schatten auch keine Kegel bilden, sondern ohne Bestimmung eines Endes sind. Das ist die nunmehr erreichte poetische Herausforderung: Sich der Endlichkeit als einem Schatten zu überlassen, ohne den es keine Kraft zum Leben und kein Vertrauen in das Leben gibt.

Schatten sind Zeugnisse und Erzeugnisse von Wirklichem: von Widerständigem und Undurchdringlichem. Ein Leben, das wach gelebt wird, lotet seine Endlichkeit nie weiter als bis an die Grenzen seines Erhelltheits aus. Das aber ist der Fall, sobald es Nähe sucht und findet, nächste Nähe und Intimität. Dem Lebenden in seiner Endlichkeit sind keine absolute Nähe und Intimität möglich und nötig. Nie kommt es dazu, daß die eine Seite auch die andere Seite ist, nie zu einer Verschmelzung, zu einem Einswerden. Das wache Leben bleibt auf der hellen, vom Lebenslicht beschienenen Seite. Darum ist jede Erfahrung nächster Nähe und größter Intimität in sich eine Erfahrung der Unnahbarkeit. Kein Verbot wird erfahren, keine Zurückweisung, sondern eine Erhellung der Endlichkeit. Sie bekommt im Intimitätsereignis, wie es das Unnahbare eröffnet, etwas Strahlendes, Glückverheißendes. Gerade der Nächste ist der eigentlich Unnahbare: Er teilt mit dem, dem er der Nächste ist, das Glück, zwei und nicht eins zu sein.

Das Gespräch mit dem eigenen Tod beginnt in der Kindheit. In der Regel ist ein naher Tod der Anstoß dazu oder eine schwere Erkrankung, eine eigene oder die eines nahen anderen. Es kann aber auch ein totes Tier sein, das dies lebenslängliche Selbstgespräch in Gang bringt: das Gespräch mit dem allzeit gegenwärtigen unüberholbaren Intimus. Das Gespräch von Selbst zu Selbst, das als Selbstgespräch lebenssteiliger Mitwisserschaft zu verstehen ist, beginnt ebenfalls in der Kindheit. Anstoß sind die Versuche, sich selbst zu eröffnen, die nur auf dem Weg über anderes Selbst gelingen. In der Regel wird das Gespräch mit einem Elternteil, einem nächsten Geschwister oder frühen Freund gesucht. Diese zwei Formen des Selbstgesprächs, die von je eigener leibhaftiger Nähe geprägt sind, bleiben die Grundformen, die eigene Endlichkeit als Quelle eigener Lebensbefähigung zu erfahren. Das denkkünstlerische Bild vom schattenwerfenden Leben zur Zeit seiner Lebendigkeit deutet jede belebende Unnahbarkeitserfahrung als schattenwerfendes Ereignis. Die geworfenen Schatten, um es paradox zu formulieren, leuchten das All dessen aus, was wir auf eine Weise nicht zu kennen haben und wofür wir auf eine Weise nicht zuständig sind, um gerade in unserer Endlichkeit, die wir in allen lebenssteiligen Verhältnissen als eine gemeinsame ausloten, unseren eigentlichen Halt zu erfahren. Nicht daß wir durch unsere Endlichkeit in unseren theoretischen und praktischen Pflichten entlastet wären. Nein, im Schatten, der die Endlichkeit ist, muß selbst das Belebende, wenn auch nicht Lebensspendende gedacht werden. Das ist wie

eine Grundnahrung: Wir brauchen den Tod wie auch das Selbst des Nächsten in seiner Unnahbarkeit. Nicht weniger ist es für uns nötig und fruchtbar, uns selbst im Letzten unnahbar zu bleiben. «Im Letzten» aber heißt, wo Selbsterkenntnis und Selbstverantwortung ihren Halt, weil Ende finden.

## V.

Der Gestorbene ist nicht mehr durch die Endlichkeit gehalten. Er ist durch nichts gehalten, weil er für sich nirgendwann, nirgendwo, ja überhaupt nicht irgendwer ist, geschweige denn er selbst. Er ruht, so lautet die poetische Einlassung, im Schatten des vollends gelebten Lebens, der der Tod ist. Sein Lebenslicht ist aber nicht eigentlich verlöscht. Es bescheint nur kein lebendiges Leben mehr, sondern das Leben, das sein Ende gefunden hat. Es ist, könnten wir sagen, zu Ende geschehen, ohne als seine wahre und ganze Geschichte für jemanden lesbar und erzählbar geworden zu sein. Was greifbar Geschichte geworden ist, reicht nicht weiter als die Spuren, die es gegebenenfalls erkennbar hinterlassen hat. Wie aber der Endlichkeitsschatten des lebendigen Lebens sich nicht zu einem endlichen Gebilde formt, so auch der Todesschatten des vollends gelebten Lebens nicht. Das abwesende und allein auf das vom Lebenden abgelöste Leben scheinende Lebenslicht wirft kein Licht, das sich verändert. Es konkurriert darum mit keinem geschichtlich wechselnden Licht, das auf ein gelebtes Leben fallen kann. Um geschichtlich sein zu können, weiß es viel zu viel: Es weiß alles vom Leben des Gestorbenen, und es scheint nun – unsichtbar für jeden – auf die Seite, die nie wieder die des einst Lebenden und nun Toten ist. Jetzt, da er seine Endlichkeit überwunden hat, ist er, im Bilde, dort, wohin er als Lebender schlechtweg nicht gehörte. Doch anstatt über seine Kenntnis und Verantwortung, wie er sie im Leben gewonnen und praktiziert hat, hinausgelangt zu sein, anstatt seine Herkunft und Zukunft in eins überholt zu haben, fällt auf ihn nichts anderes als der unsichtbare und als grenzenlos zu denkende Schatten des vollendeten Lebens. Aus seiner Endlichkeit ist die reine Unendlichkeit geworden, das absolut Haltlose und Unfaßbare.

Ist das durch den Schatten der Erde eigentlich Gespendete der Kairos für feierabendliche Geselligkeit und Schlaf, so dass durch den Schatten des beendeten Lebens eigentlich Gespendete der günstige Ort für das Totsein. Tod, Totsein und Ort des Toten fallen als reine Schattenwesen notwendig in eins. Für den Lebenden könnte es sehr wohl ein anmutender und vertrauenserweckender Gedanke sein, als Toter einst der Schatten des eigenen Lebens zu sein, ja, um das Bild auszuschöpfen, in diesem Schatten zu ruhen. Wie das Leben ihn wirft und spendet, ist es von der Gestalt, die es rein durch sich selbst gefunden hat, die auf ewig unveränderliche, in nichts zu korrigierende, von der niemand wirklich weiß als das abwesende Lebens-



licht allein. In dem unendlichen Schatten, in dem der Tote ruht, bewahrt er einen eigenen Bezug zum gelebten Leben, anders als in jedem Grab, das man für ihn bestimmt. Wer sich dem Schatten in seiner Unnahbarkeit zu nähern sucht, um neu Intimität mit dem Toten zu gewinnen, nimmt ein «schönes Wagnis» auf sich, ein Wagnis der Poesie.

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> OVID, *Metamorphosen* VIII, 183 ff. Zu vergleichen ist die ebenso vergebliche Warnung, die Phoibos gegenüber seinem Sohn Phaeton ausspricht. Siehe OVID, *Metamorphosen* II, 1ff.

<sup>2</sup> PLATON, *Politeia* VII, 515e1-516a1.

<sup>3</sup> PLATON, *Phaidros* 250d.

<sup>4</sup> Wenn es nach ANGELUS SILESIVS für die Seligen nicht mehr Nacht wird, weil es allzeit tagt und lichtet, da die «wesentliche» und «ewige» Sonne scheint, die des Himmels Glanz und der Sonne Licht «übertrifft» (*Die ewigen Freuden der Seligen* Nr. 2; 9; 30; 144, in: DERS., *Sämtliche poetische Werke* (ed. Hans Ludwig Held), Bd.3, München 1949), dann ist das nur ein Nachklang zur apokalyptischen Sicht des Neuen Jerusalem: Eine Nacht wird es dort nicht mehr geben (*nyx gar ouk estai ekei*) (*Offenbarung* 21,25; 22,5).

<sup>5</sup> Für PARMENIDES sind Licht und Nacht stets zusammen zu nennen, da sie von gleichem Gewicht sind (*isôn amphoterôn*), wenn allgemein gilt, daß unmöglich etwas keinem von beiden zugehört. *Fragment B* 8,54; B 9,4.

<sup>6</sup> *Psalm* 42,2; *Jeremia* 8,23; *Lukas* 18,7; 1. *Thessalonicher* 2,9; 2. *Timotheus* 1,3; *Offenbarung* 7,15.

<sup>7</sup> Die Institution der nächtlichen Versammlungen in PLATONS *Epinomis*.

<sup>8</sup> Siehe dazu RAINER MARTEN, *Rühren an die Rhythmisität des Lebens. Ein denkkünstlerischer Versuch über den Schlaf*, in: JOSÉ SÁNCHEZ DE MURILLO – MARTIN THURNER (Hg.), *AUFGANG, Jahrbuch für Denken, Dichten, Musik*, Bd. 4: *Eros, Schlaf, Tod*, Stuttgart 2007, 168ff.

<sup>9</sup> *Ilias* 14,353.

<sup>10</sup> «Bei Lampenlichtzeit» ist im Griechischen der Ausdruck für «bei Einbruch der Nacht». Siehe HERODOT, *Historiae* VII, 215.

<sup>11</sup> Vielfach wird hier der Morgen nach einer schlaflosen Nacht gelesen, und dies vor allem mit dem Argument, daß der «verstörte» ein erhitzter Sinn sei, dem die Kühlung fehle, und den «Nachtgespenstern», die durch den fehlenden Schlaf hervorgerufen seien. Die bessere Lesart ist wohl, daß der Erwachende und den Tag Bemerkende die Entlassung aus dem Schlaf psychisch noch nicht bewältigt hat. Er schafft (!) sich Nachtgespenster. Für diese Lesart ist das «noch» als poetische Inversion zu lesen, sinngemäß also: «Kein Schlaf kühlt noch (=länger) das Auge mir.» Inversionen des Wortes «noch» finden sich häufig bei MÖRIKE. Drei Beispiele: (1) *Muse und Dichter* v. 5: «Deinem Haupte noch blühet ein Kranz»; (2) *Versuchung* v. 2: «Dicht mit Zucker noch erst streuet die Kinder des Walds die Erdbeer'n»; (3) *Das lustige Wirtshaus* v. 25: «Nur ruhig und kehrt euch noch gar nicht an sie!».

<sup>12</sup> EDUARD MÖRIKE, *In der Frühe*.

<sup>13</sup> EDUARD MÖRIKE, *Bei Tagesanbruch*.

<sup>14</sup> EDUARD MÖRIKE, *An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang* vv. 34f.

<sup>15</sup> EDUARD MÖRIKE, *Er ist's* v. 9.

<sup>16</sup> EDUARD MÖRIKE, *Gesang zu zweien in der Nacht* vv. 1-3 und 18f.

<sup>17</sup> EDUARD MÖRIKE, *Um Mitternacht* vv. 1-7.

<sup>18</sup> AISCHYLOS, *Der gefesselte Prometheus* 22.

<sup>19</sup> *Ilias* 1, 443.



<sup>20</sup> HESIOD, *Theogonie* 123; 224; 756; 758.

<sup>21</sup> PLATON, *Phaidros* 275e.

<sup>22</sup> ARISTOTELES, *Topik* VI 8, 146b28: *horizontai tén nykta skias gés*. Auf die Spur, daß Aristoteles dabei an Vorsokratiker denkt, hat mich Wolfgang Kullmann gebracht.

<sup>23</sup> ANAXAGORAS, *Fragment A 80*, *Fragmente der Vorsokratiker* (ed./trad. Hermann Diels/Walther Kranz) Bd. II, Berlin 1952, 25.

<sup>24</sup> EMPEDOKLES, *Fragment B 48*, *Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. I, Berlin 1951, 331.

<sup>25</sup> Gen 1,4.

<sup>26</sup> Bei der Schilderung erfolgreicher Schlachtgänge wechselt die häufige Wendung «und das Dunkel umhüllte die Augen» (JOHANN HEINRICH VOß: «und Nacht umfing seine Augen») (*Ilias* 4,461; 503; 526 et al.) mit anderen, die das Werk dieses Umhüllens die «finstere» und «schwarze Nacht» und den «Tod» tun lassen. (*Ilias* 5,659; 11,356; 5,68; 83 et al.) Umhüllt einem Krieger das Dunkel die Augen und fällt er, dann ist er des Todes, nicht aber schon notwendig tot. Ist das Sterben, wie es heißt, auch nur noch kurz, so ist doch erst das «Lösen der Glieder» ein sicheres Zeichen des Totseins. (*Ilias* 4,461–469; vgl. 11,240; 260 et al.) Göttlicher Beistand freilich vermag es, daß einem schwer Getroffenen, dem finstere Nacht die Augen umfängt, sein Leben dennoch bewahrt bleibt. (*Ilias* 5,310–318)

<sup>27</sup> Siehe RAINER MARTEN, *Der Tod ein Fest. Nietzsches Todesdenken in der Also-sprach-Zarathustra-Zeit*, in: OYA ERDOGAN – DIETMAR KOCH (Hg.), *Im Garten der Philosophie*, München 2005.

